



JON DUNN

GLITZERN IM GRÜN

Auf der Suche nach Kolibris

HarperCollins

JON DUNN

GLITZERN IM GRÜN

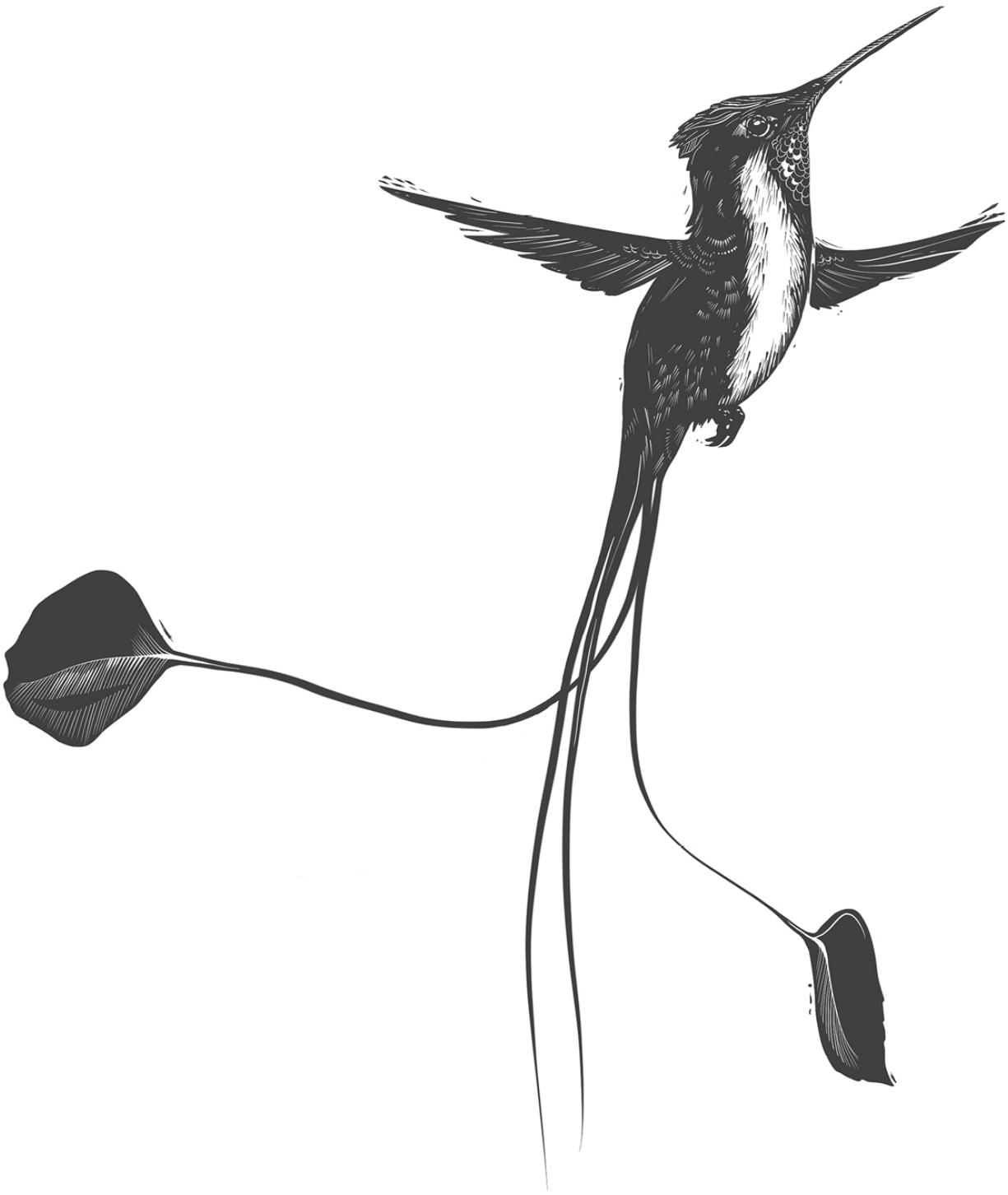
Auf der Suche nach Kolibris

Aus dem Englischen von
Dietlind Falk

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
The Glitter in the Green. In Search of Hummingbirds
bei Bloomsbury Publishing, London.

© 2021 by Jon Dunn
Deutsche Erstausgabe
© 2022 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Covergestaltung vor Lübbecke Naumann Thoben, Köln
Coverabbildung vor Bridgeman Images
Illustration vor Widmung und vor Danksagung © Holly Ovenden
Fotografien des Bildteils © Jon Dunn 2021
E-Book-Produktion von GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 9783365001615
www.harpercollins.de



Para mi musa de los colibríes -
sigue tu corazón, y disfruta el viaje
Für meine Muse der Kolibris -
folge deinem Herzen und genieße die Reise

EINLEITUNG

Diese Geschichte beginnt in einer unschuldigeren Zeit, einer Zeit, in der wir uns vielleicht ein paar Gedanken über Umweltverschmutzung und die Rettung der Wale machten, die meisten von uns jedoch nicht im Traum daran dachten, welche schwerwiegenden Folgen unser Verlangen nach Konsum und Bequemlichkeit für unseren Fortbestand auf diesem Planeten haben würde. Diese Zeit waren die frühen 1980er-Jahre, in denen wir Engländer beim Friseur bedauernswerte Entscheidungen trafen, die *Sunday Chart Show* auf Radio 1 aufnahmen und daraus Mixtapes zusammenstellten und das Busunternehmen Trathens Tagestrips nach London anbot. Einen davon unternahm ich zusammen mit meiner Mutter.

Schon der Ausflug an sich war ein Ereignis. Wir kamen so gut wie nie aus Südwestengland heraus. Andere Familien machten weite Reisen; wir fuhren, wenn überhaupt, immer nur gen Westen, zum Haus meiner Großmutter in Cornwall. London war ein unsäglich fremder Ort, der in meiner Vorstellung die Bedrohlichkeit einer Charles-Dickens-Metropole angenommen hatte. Meine Neugier galt ausschließlich der Natur. Von roten Doppeldeckerbussen, schwarzen Taxis, dem Buckingham Palace oder einer Wachablösung ließ sie sich nicht in Versuchung führen. All diese Dinge spielten während unseres Tages in der Hauptstadt eine mehr oder weniger tragende Rolle, doch was mir vor allem anderen im Gedächtnis blieb - einem

Jungen, der unter freiem Himmel am glücklichsten war -, waren der London Dungeon und der Tower, die schauerlichsten Orte überhaupt, der Stoff, aus dem Albträume sind. In einer finsternen Kammer huschten Ratten in einem zu klein geratenen Vivarium umher, um die Geschichte der schwarzen Pest zu illustrieren. Ich wusste, wie sie sich fühlten. Auch ich wollte mich, so schnell es nur ging, an die frische Luft retten.

Die Kronjuwelen jedoch verschlugen mir die Sprache. Vor dieser dunklen, seelenlosen Kulisse glänzten sie beinahe unerträglich hell und leuchtend. Sie zückten ihre weißen, blauen, roten und gelben Lichtschwerter, zogen mich völlig in ihren Bann und tanzten noch lange vor meinen geschlossenen Augen weiter, als hätte mich die Sonne geblendet. Bunte Farben übten auf mich dieselbe Anziehung aus wie Licht auf eine Motte, sodass ich am späten Nachmittag, als wir das Naturhistorische Museum betraten, für das über unseren Köpfen hängende Diplodocusskelett kaum einen müden Blick übrig hatte. Das Museum war der einzige Ort in London gewesen, auf dessen Besuch ich mich gefreut hatte. Ich wusste nicht, was mich dort erwartete, doch von allen Ausstellungsstücken erwies sich eines als absolut unwiderstehlich. Wie zuvor bei den Kronjuwelen brach aus einer großen, mit Hunderten von Kolibris bestückten Vitrine eine Flut von Farben über mich herein. Etwas Außergewöhnliches tat sich vor mir auf, das nicht von dieser Welt zu sein schien.

Ich war es gewohnt, einheimische Vögel in unserem Garten und der Landschaft von Somerset zu sehen, die unser Dorf umgab. Manche von ihnen, Blaumeisen und Stieglitze beispielsweise, unterschieden sich durch ihr farbenfrohes Gefieder von den unauffälligeren Spatzen oder eintönigen Waldsängern. Diese Kolibris jedoch waren in Regenbogenfarben getaucht - ihr Federkleid funkelte und

schimmerte, und mit jedem neuen Blickwinkel wechselten sie ihre Färbung. Ich drückte mir die Nase am Glas der Vitrine platt und weigerte mich, in den nächsten Raum zu gehen.

Dass sie tot waren, abgeschossen von längst vergessenen Männern, die ihre Flinten mit staubkorngroßem Schrot luden, und ausgestopft von geschickten Präparatoren, die keinen Kolibri jemals in freier Wildbahn gesehen hatten, um die natürlichen Posen der Vögel nachbilden zu können ... All das war mir damals herzlich egal. Zwar dämmerte mir entfernt, dass sie den mir bekannten Vögeln weder in ihrer Größe noch ihrem Aussehen ähnelten, doch ich verlor mich sogleich wieder in der Vielfarbigkeit ihrer Kehlen und Rücken, Flügel und Schwänze.

Von der Geschichte dieser Exponate blieb damals natürlich nichts bei mir hängen. Erst viele Jahre später – als mein Wunsch, meinen ersten Kolibri dort zu sehen, wo er hingehörte, nämlich in der freien Natur, derart groß geworden war, dass ich jeden noch so kleinen Informationsschnipsel gierig in mich aufzog – erfuhr ich etwas über die bewegte Geschichte der Kolibrivitrine im Londoner Naturhistorischen Museum.

Die genaue Herkunft der Exponate ist ungeklärt. Vielleicht, vielleicht aber auch nicht, wurden sie im frühen 19. Jahrhundert von William Bullock gesammelt, der Museumskurator in Liverpool und London war. Bullocks Karriere war so bunt und abwechslungsreich wie das Gefieder der Kolibris. Benjamin Haydon, ein Künstler und Zeitgenosse, erinnert sich, Bullock habe es geliebt, »alles auf eine Karte zu setzen«.

Bullock hatte als Juwelier und Goldschmied in der industriell geprägten Umgebung von Birmingham gearbeitet und offensichtlich ein Auge für alles Schöne und Besondere entwickelt. 1809 zog er nach London, wo er sich

daranmachte, eine beachtliche Sammlung von Kunstwerken, Rüstungen, naturkundlichen Stücken und unterschiedlichster Kuriositäten zusammenzustellen. Sie kamen aus aller Welt, unter anderem wurden sie von den schicksalhaften Pazifikexpeditionen James Cooks mitgebracht. Bullock war ein fieberhafter Sammler und noch dazu fest entschlossen. Er besuchte das nordschottische Orkney, um eines der letzten Exemplare des Riesenalks zu erstehen. Um ein Haar wäre es ihm gelungen, einen der letzten noch lebenden flugunfähigen Vögel zu fangen. Zu diesem Zweck hatte er sich eigens ein *Shetland Sixern* geliehen, ein Sechstriemensegelboot, das in der Gegend zur Fischerei verwendet wird, doch am Ende musste er sich damit zufriedengeben, den Kadaver des unglücklichen Vogels im Jahr darauf einem erfolgreicherem Jäger abzukaufen.

Wenn es darum ging, das perfekte Exponat für eine Ausstellung zu ergattern, spielte Geld ebenso wenig eine Rolle wie Geschmack oder Moral - Bullock holte Erkundigungen darüber ein, ob es möglich sei, »das Haupt Oliver Cromwells, intakt, mit dem Fleische« auf einem Pfahl auszustellen. Allerdings übte er sich 1810 in Zurückhaltung, als ein gewisser Armeechirurg namens Alexander Dunlop ihm als lebendiges Ausstellungsstück Sarah Baartman anbot, eine Frau der südafrikanischen Khoikhoi-Nomaden. Dunlop hatte Baartman nach England gebracht, und da Bullock kein Interesse hatte, machte er sich selbst schamlos daran, sie als sogenannte Hottentottenvenus auszubeuten - wohl das extremste Beispiel für die starke Fetischierung des Exotismus, der in Europa zu dieser Zeit um sich griff.

Bullocks Ablehnung und sein Anstand in diesem Fall sind ihm anzurechnen, doch in anderen Bereichen zeigte er sich weniger zögerlich in seiner Sammelwut. Als er seine Sammlung schließlich verkaufte, zählte sie 32 000

Exponate, darunter einige überaus wertvolle ausgestopfte Kolibris. Auf seinen ausgedehnten Reisen nach Mexiko und Nordamerika war er auf kulturelle und naturkundliche Artefakte genauso versessen wie auf die Idee, am Ufer des Ohio River eine utopische Gemeinschaft zu gründen – dieses Vorhaben scheiterte kläglich, doch Bullocks neue Sammlung in London erfreute sich einiger Beliebtheit.

Obwohl er seine ursprüngliche Prunksammlung 1819 verkauft hatte, ließen die Kolibris seine Sammlerleidenschaft aufs Neue aufleben. 1823 erblickte er auf dem Weg nach Mexiko auf Jamaika seinen ersten lebenden Kolibri und fing wieder an, die Vögel zu sammeln. Er schrieb: »Auf Jamaika erstand ich die kleinste bekannte Art, die noch um einiges kleiner ist als manche Bienen; und in Mexiko viele neue Spezies, deren herrliche Farben in einem Glanz und Schimmer erstrahlen, welche die uns bekannten noch um einiges übertreffen.«

Bullock hatte bekanntlich das findige Auge eines Juweliers für besonders schöne Objekte, die zahlendes Publikum anlocken würden. Doch gleichzeitig sah er in Kolibris auch die Krönung der Schöpfung. »Man darf feststellen«, sagte er 1824, »dass es, in all den Werken, welche die Natur zoologisch hervorgebracht hat, keine Familie gibt, die sich in der Einzigartigkeit ihrer Form, Herrlichkeit der Farbgebung sowie Vielzahl an Spezies mit diesen Kleinsten der gefiederten Schöpfung messen kann.«

Was Kolibris betrifft, bezeugen die Kataloge seiner Ausstellungen eine wachsende Obsession. 1805 zeigte er im Liverpool Museum ein Exponat mit »24 Spezies in ihren Nestern«. Bereits 1810 war ihre Anzahl auf 70 Kolibris gewachsen; zwei Jahre später prahlte Bullock stolz, er besitze nun beinahe 100 exquisite Exemplare, angeblich die ansehnlichste Sammlung Europas. Manch einer sei so klein,

wie Bullock betonte, dass »er den Zusammenprall mit einem Maikäfer in der Luft nicht überstehen würde«.

Seine Übertreibungen erinnern an Amerikas berühmtesten Schausteller P. T. Barnum, und genau wie er war Bullock sich der Wirkung seiner Worte auf das zahlende Publikum durchaus bewusst. Er widmete sich seinen Marketingtricks mit demselben Ehrgeiz, mit dem er Kolibris sammelte, und bediente sich für seinen Museumskatalog ausführlich bei den Schriften des französischen Naturforschers Georges-Louis Leclerc, Comte de Buffon: »Kunstfertig geschliffene Edelsteine verblassen neben diesen Juwelen der Natur. In ihrem Gefieder glänzen Smaragde, Rubine und Topase, unberührt vom Staub des Erdbodens.«

Wie er seine wachsende Kolibrisammlung vor Ort präsentierte, stand der hochtrabenden Beschreibung in nichts nach. In Liverpool stellte er sie unter einer Glasglocke aus, die auf »einem eleganten ägyptischen Bronzedreifuß« stand. Jahre später ersann er auf seiner Mexikoreise den Plan, die Vögel als lebende Objekte zurück nach England zu bringen. Er bot den Einheimischen eine Belohnung für den Fang an und hatte schnell an die 70 Tiere in kleinen Käfigen beisammen, deren Vorderseite aus einer Glasscheibe bestand. Das Schicksal dieser bemitleidenswerten Gefangenen war besiegelt, und sie alle starben binnen Tagen oder Wochen, lange bevor man sie der Tortur einer Ozeanüberquerung aussetzen konnte. Ungerührt von ihrem Leid notierte Bullock kühl: »Der Käfig war kaum groß genug für sie, um mit den Flügeln zu schlagen, und so hockten sie stundenlang reglos beisammen.«

Im späten Frühling 1819 begann die Versteigerung von Bullocks enormer Sammlung, die sagenhafte 26 Tage andauerte. Mit dem Erlös finanzierte er seine späteren Entdeckungsreisen nach Mexiko und in die USA. Am 19. Tag kam Posten 92 unter den Hammer, Bullocks Kolibrivitrine,

die »mehr als einhundert Exemplare beinhaltet, zweifellos die einzigartigste Sammlung dieser Art«.

Die großen Worte zeigten Wirkung bei den Käufern. George Loddiges, ein Ziergärtner aus Hackney, war ein leidenschaftlicher Kolibrisammler, der außerdem Orchideen aus ganz Amerika importierte, um sie an gleichermaßen besessene Sammler zu verkaufen, die zu dieser Zeit das »Orchidelirium« gepackt hatte. Seinen Mitarbeitern vor Ort trug er auf, ihm Kolibrigalgen zu schicken, woraufhin seine Sammlung bald über 200 Kolibrispezies umfasste. Und er war nicht nur erpicht darauf, Teile von Bullocks Sammlung zu erwerben, sondern auch in der Lage, ein fachmännisches Urteil über ihre Qualität abzugeben. An dem fraglichen Tag notierte Loddiges: »Diese Sammlung von Kolibris ist etwas Besonderes; sie übertrifft sowohl in ihrer Schönheit als auch ihrem Umfang die gefeierte Sammlung im Königlichen Museum von Paris bei Weitem.«

Vielleicht waren Bullocks Übertreibungen insofern nicht ganz unangebracht. Posten 92 wurde, entgegen Bullocks ausdrücklichem Wunsch, nicht in seiner Gesamtheit verkauft, sondern in kleineren Teilen, was mit Blick auf die aufgeladene Atmosphäre dieser besonderen Auktion sicherlich eine weise Entscheidung des Auktionators war. Bereits am sechsten Tag der Auktion klagte ein Käufer der Universität von Edinburgh, die Pferde seien ein wenig mit ihm durchgegangen: »Ich glaube, ich habe heute zu viele Affen erstanden ...«

Der Ursprung der Kolibrisammlung, die derzeit im Londoner Naturhistorischen Museum gezeigt wird, ist ungeklärt, doch mit ziemlicher Sicherheit befinden sich darin Exemplare Bullocks. Schließlich landete Loddiges' Kolibrisammlung nachweislich doch in den Händen des Museums, dem es 1819 gelang, sich Teile von Posten 92 zu sichern.

Langsam fing ich an zu verstehen, wie viele Geschichten sich um den charismatischen Kolibri rankten, Geschichten, die ebenso kunterbunt waren wie das Gefieder dieser Vögel. Jahrhundertlang zogen sie Männer wie Frauen in ihren Bann. Einige der größten Entdecker, Naturforscher und wichtigsten Figuren der Geschichte kamen mit ihnen in Berührung, manchmal ganz buchstäblich. Ihre Lebensräume waren entlang des gesamten amerikanischen Kontinents zu finden, von Alaska im hohen Norden bis hin zur südlichsten Spitze von Südamerika, an den Ufern des Beagle-Kanals von Feuerland. Sie lebten am Fuße von Gletschern und in der Hitze der Wüste, in satten, feuchten Regenwäldern und jenseits der Baumgrenze, hoch oben in einigen der dramatischsten Gebirgszügen der Welt. Zwar mochten sie klein sein, doch ihnen wohnte eine Stärke inne, die ihresgleichen suchte.

Ich musste sie einfach mit eigenen Augen sehen. Die ausgestopften Museumsexemplare hatten in mir einen Funken entzündet, der mit der Zeit ein glühendes Feuer entfachte, das durch Fotos und kurze Aufnahmen in Tierdokumentationen immer größer wurde. Erst mit Mitte 30 konnte ich meinen ersten Kolibri in der freien Natur bestaunen. Der kiefernbewachsene Madera Canyon in Arizona, in dem ich mich befand, lag eingebettet in den Gebirgszug der Santa Rita Mountains, und die Stadt Green Valley erhob sich wie ein Muttermal auf der Haut der Sonora-Wüste zu meinen Füßen. Der Anblick meines ersten Kolibris war grandios.

Grandios, oder englisch *magnificent*, nicht ohne Grund, denn es handelte sich um einen Magnificent Hummingbird, der durch sein effektvolles Gefieder seinem Namen alle Ehre machte. Nachdem ich ihn zum ersten Mal beobachtet hatte, wurde die Art in zwei unterschiedliche Spezies aufgeteilt. Der Vogel, den ich in Arizona gesehen habe, ist nun als

Violett-kron-Brillantkolibri (*Eugenes fulgens*) bekannt, während eine kleine Population im Hochland von Costa Rica und dem westlichen Panama nun als Talamancakolibri (*Eugenes spectabilis*) bezeichnet wird. Das ist ein gutes Beispiel, wie schwer sich Kolibris klassifizieren lassen: Je genauer wir sie studieren, desto deutlich erkennen wir, dass weit mehr in ihnen steckt, als für das bloße Auge erkennbar ist.

Damals im Madera Canyon war es mir unmöglich, über die schiere Schönheit des sich mir bietenden Spektakels hinauszuschauen. Der pechschwarze Bauch bildete den perfekten Kontrast zu seiner glitzernden, smaragdgrünen Kehle, seiner amethystvioletten Krone und seinem bronzebraunen Schwanz. Man hörte ihn summen, als er wenige Meter von mir entfernt in der Luft zu stehen schien, ein hängendes Kreuz, der Körper reglos, während seine Flügel schwirrten. Ich war ihm nahe genug, um in seinen schwarzen Augen mich selbst, die umliegenden Bäume und den blauen Himmel in Miniatur gespiegelt zu sehen. Ich hielt den Atem an, während diese Erscheinung, die aus dem Nichts gekommen war, gierig Nektar sog und, so schnell, wie sie aufgetaucht war, wieder verschwand.

Mein erster Kolibri. Unsere Begegnung dauerte kaum eine Minute, doch der Adrenalinkick war berauschend. Nach nur wenigen Augenblicken wurde mir klar, dass die Vitrine im Naturhistorischen Museum, die ich vor so vielen Jahren bestaunt hatte, nicht mehr enthielt als verstaubte, verblichene, leblose Schatten, die nichts mit echten Kolibris zu tun hatten. Ein bloßer Abklatsch, den der Naturforscher W. H. Hudson 1917 als »Wissenschaft toter Tiere - eine *Nekrologie*« beschrieben hatte.

Mehr als 20 Jahre lang hatte ich mir gewünscht, einen lebendigen Kolibri mit bloßen Augen zu sehen. Nun kam nichts anderes für mich infrage, als noch mehr Vögel seiner

Art zu entdecken, in jeder noch so entfernten Ecke des amerikanischen Kontinents.

Im Vergleich mit den Kolibris verblassten für mich alle anderen Vogelfamilien. Ihr geradezu außerirdisch schönes Gefieder, das metallisch und juwelengleich funkelt, ist genauso einzigartig wie ihre verblüffende Mannigfaltigkeit von Formen, Regenbogenfarben und Körpergrößen. Unter ihrem psychedelischen Federkleid schlummert eine Anpassungsfähigkeit, die ihr nektargetränktes, schwebendes Leben überhaupt erst ermöglicht. Ihre Brustmuskulatur, die notwendige Voraussetzung für ihre Flügelschläge, macht ein Viertel ihres Körpergewichtes aus. 50 bis 200 Schläge pro Sekunde, die für unser Auge nicht wahrnehmbar sind. Durch seine Flugkünste verbraucht ein Kolibri etwa 4000 Kalorien pro Stunde, die ein Herz antreiben, das pro Minute etwa 1200-mal schlägt. Diese wahnwitzigen Statistiken ließen mein eigenes Herz höherschlagen und zogen mich magisch an. Nun, da ich zum ersten Mal von der Kolibridroge gekostet hatte, nahm ich allzu gerne in Kauf, dass ich mein Verlangen auch in Zukunft würde stillen müssen. Ich wollte mit Haut und Haaren in die Welt der Kolibris abtauchen.

Ich plante eine Reise, die mich durch ihren gesamten natürlichen Lebensraum führen würde: von Alaska bis zum südlichsten Zipfel von Argentinien. Ich würde in jedem noch so fernen Habitat nach ihnen suchen, nach den schönsten und aufregendsten Exemplaren ihrer Art. Ich würde auf Menschen treffen, die ihrer Magie ganz genauso hoffnungslos verfallen waren wie ich. Man würde mir Geschichten über das Leben dieser Vögel erzählen und über die Orte, an denen sie lebten - und natürlich wollte ich auch als Vogelbeobachter die Spezies aufspüren, die bisher nur wenige Glückliche zu Gesicht bekommen hatten.

Mir war bewusst, dass ich sie unmöglich alle sehen könnte - insgesamt existieren über 300 Spezies, es würde ein ganzes Leben dauern, sie alle zu finden. Manche lebten in politisch instabilen Gegenden, deren Besuch gefährlich sein konnte. Außerdem ging mein Interesse über das Abhaken einer Liste weit hinaus. Ich wollte die Welt dieser Vögel erforschen, ihre Lebensräume und die Naturgewalten erleben, die sie über die Jahrtausende hinweg zu dem gemacht haben, was sie heute sind, und ich wollte verstehen, wie sie auf die jüngsten, bedrohlichen Veränderungen in ihrer Welt reagierten.

Auch jenseits ihrer Schönheit beeindruckte mich, wie weit die Evolution sie gebracht hatte, wie sie die Grenzen alles biologisch Möglichen zu sprengen schienen. Womöglich war es mittlerweile der Mensch, der sich zu rasant entwickelte: Konnten die Kolibris angesichts des immer schneller voranschreitenden Klimawandels mithalten, nun, da die Landstriche, in denen sie lebten, immer begehrter wurden? Nach meiner Kolibriodyssee würde ich hoffentlich zumindest ein besseres Verständnis von der Frage gewonnen haben, die wir den Kolibris zu Beginn des 21. Jahrhunderts stellten. Meine Befürchtung war, dass sich Kolibris zu den farbenfrohesten Kanarienvögeln in der Kohlengrube entwickelten, zu Propheten von Veränderungen, die weder ihnen noch uns zum Vorteil gereichten. In meinem Eigensinn wollte ich nicht nur Zeuge der Schwierigkeiten werden, mit denen sie konfrontiert waren - ich wollte einige Spezies noch mit eigenen Augen sehen, bevor sie für immer verschwanden. Es war kein Geheimnis mehr, dass einige Populationen schrumpften und die Uhr ihres Aussterbens unüberhörbar tickte.

Es war kein unkompliziertes Vorhaben, diese in verschiedensten Formen, Größen, Farben und Verhaltensweisen vorkommenden Vögel in ihren eigenen,

sehr unterschiedlichen Lebensräumen aufzusuchen. Einige Abschnitte dieser Reise ließen sich recht einfach bewerkstelligen - in Teilen von Nord-, Zentral- und Südamerika gab es in Gärten und Lodges etablierte Fütterungsstationen, welche die Kolibris zu ihren Bewunderern lockten. Die Trinköffnungen der mit Zuckerwasser gefüllten Futterspender sind mit kleinen Blumen verziert, sodass manche Kolibriarten ihre angeborene Vorsicht über Bord werfen und sich daran gewöhnen, auch in nächster Nähe zu ihrem faszinierten Publikum nach Nahrung zu suchen.

Andere Kolibriarten jedoch lassen sich nicht so leicht ausfindig machen. Sie schlagen die Gratismahlzeit aus und ziehen es vor, tief in den dichtesten Wäldern zu verharren. Manche findet man ausschließlich in abgelegenen Berglandschaften oder auf einsamen Inseln - um beispielsweise den Juan-Fernandez-Kolibri zu sehen, musste ich etwa 645 Kilometer raus auf den Pazifik fahren und auf den Spuren von Alexander Selkirk wandeln, dessen Schicksal Daniel Defoe im 18. Jahrhundert zu seinem Roman *Robinson Crusoe* inspiriert hatte. Ich würde so lange auf einer kleinen chilenischen Vulkaninsel ausharren, bis der langersehnte Vogel endlich auftauchte. Er gehörte zu den vom Aussterben bedrohten Arten, und BirdLife, die internationale Organisation, die Daten zu Vogelbeständen sammelt, schätzt die verbleibende Population auf der Isla Robinson Crusoe auf gerade einmal 1000 Exemplare. Andere Spezies, die mir begegneten, waren sehr viel weiter verbreitet, doch für mich wäre jede einzelne von ihnen wunderbares Neuland.

Meine Reise zog sich über mehrere Jahre hin, doch hier, im behaglichen Rahmen einer Erzählung, folgt sie der Geografie, die mir die Welt der Kolibris vom höchsten Norden bis hinunter in den tiefsten Süden eröffnete.

1

Migration

Alaska, USA, 60° nördliche Breite

Alaska brennt. Das stille, spiegelglatte blaue Meer und die schneebedeckten vergletscherten Berghänge sind von weißen Rauchschwaden verhangen. Es ist, als sähe man die Welt durch einen apokalyptischen Schleier. Im letzten Monat wurden durch den Swan-Lake-Waldbrand beinahe 40 470 Hektar unberührte Wildnis vernichtet, und als ich in Anchorage ankomme, wütet es noch immer lautlos am Horizont, ohne dass ein Tropfen Regen die Landschaft benetzt. Es ist der heißeste, trockenste Sommer in Alaska seit Beginn der Wetteraufzeichnung.

Auf meiner Eisenbahnfahrt entlang des Turnagain Arms an der Spitze des Cook Inlets, eines vom Golf von Alaska aus weit ins Land reichenden Meeresarms, wird mir bewusst, dass es auf den einen Waldbrand - der offenbar natürlichen Ursprungs ist, ein Blitzeinschlag irgendwo in der Nähe des Swan Lake - gar nicht ankommt. Der Klimawandel verhält sich wie ein gelangweiltes Kind an einem heißen, langen Sommertag, das mit seiner Lupe an irgendeiner wahllosen Stelle etwas abfackelt. Ein Waldbrand, so groß wie ein

Viertel der Fläche Londons, und das am Rande des Polarkreises? Ich lasse Anchorage auf dem Weg zum Hafen von Whittier hinter mir, wo ich mit der Fähre zu der kleinen Siedlung Cordova übersetzen werde, und obwohl der scharfe Feuerholzgeruch trügerisch anheimelnd auf mich wirkt, bin ich mir dessen bewusst, dass das, was hier vor sich geht, ganz und gar nicht normal ist.

Meine Reise hatte gerade erst begonnen, und schon wählte ich den schwierigeren Weg. Es wäre sehr viel leichter gewesen, mir die Rotrücken-Zimtelfe (auch Fuchskolibri genannt) im Nordwesten der USA anzusehen – doch wenn ich die nördlichsten Kolibris der Welt finden wollte, musste ich wegen meiner Rotrücken-Zimtelfen eben nach Alaska. Und so saß ich nun im Zug von Anchorage nach Whittier, von wo aus mir eine siebenstündige Überfahrt quer durch den Prinz-William-Sund bis nach Cordova bevorstand. Offiziell hatte Cordova den Status einer Stadt inne, obwohl dort gerade einmal doppelt so viele Menschen wohnten wie auf Whalsay, der kleinen Shetlandinsel, auf der ich seit etwa 20 Jahren lebe. In Cordova sind etwa 2500 Menschen beheimatet, und mit einer ganz bestimmten Einwohnerin war ich verabredet. Die Kolibriforscherin Kate McLaughlin hatte am 28. Juni 2010 in Alaska eine Rotrücken-Zimtelfe erhascht, die fünf Monate zuvor von einem anderen Kolibriforscher in Tallahassee, Florida, eingefangen worden war, ganze 5630 Kilometer entfernt. Bis heute ist dies der längste erfasste Migrationsflug eines Kolibris.

Ich freute mich darauf, Kate kennenzulernen, und als die Aurora die Stadt Whittier hinter sich ließ, saß ich in der ungewöhnlich warmen Sonne an Deck, träumte von Rotrücken-Zimtelfen und fragte mich besorgt, ob ich in meinen wenigen Tagen in Cordova wirklich das Glück haben würde, einen der Kolibris zu sehen. Eine Woche zuvor hatte Kate mir geschrieben, die männlichen Kolibris seien bereits

ausgeflogen und dass sich ihre Partnerinnen und Jungtiere ebenfalls zum Abflug bereit machten. Anfang Juli endet die Paarungszeit dieser beharrlichen Vögel, sodass ich sie vielleicht um ein Haar verpassen würde.

Die ersten Kolibris, die nach der Überwinterung nach Alaska zurückkehren, sind die männlichen Rotrücken-Zimtelfen, und das zu einer Zeit, in der es noch nicht ausreichend Nektar gibt. Alle Kolibris bewegen sich nahrungstechnisch auf Messers Schneide, sie müssen täglich genügend Nektar finden, um ihren rasanten Metabolismus zu befeuern. Aus einem hungrigen Kolibri kann sehr schnell ein verhungertes Kolibri werden. Die männliche Rotrücken-Zimtelfe muss früh ins Brutgebiet, um vor Ankunft der Weibchen ein geeignetes Territorium zu finden, sie muss sich in einer Landschaft über Wasser halten, die den kalten Klauen des Winters gerade erst in Ansätzen entkommen ist - und die noch nicht blüht. Die männlichen Pioniervögel müssen mit List und Tücke vorgehen, ja sogar zu Dieben werden, um zu überleben. Hierzu müssen sie die ortsansässigen Saftlecker finden.

Saftlecker sind kleine Spechte, die sich hauptsächlich - wie der Name schon sagt - von dem Pflanzensaft der Bäume ernähren. Sie klopfen kleine Löcher in die Rinde, die sich nach einer Weile mit süßem Saft füllen. Immer wieder kehrt der Saftlecker zurück, um die Früchte seiner Arbeit zu ernten. Gelegenheit macht Diebe, und so haben die männlichen Rotrücken-Zimtelfen gelernt, blitzschnell die Speisekammern dieser Gattung anzusteuern, vor dem mühsam ausgehöhlten Brunnen zu schweben und sich an ihnen gütlich zu tun, als handelte es sich um nektargefüllte Blüten. Rotrücken-Zimtelfen gehen jedes Wagnis ein, ganz besonders, wenn der Hunger sie antreibt.

Während ich in einer Ecke auf dem Oberdeck meinen Gedanken nachhing und mit halbem Auge aufs Meer

schaute in der Hoffnung, auf unserer Überfahrt nach Cordova ein paar pazifische Seevögel beobachten zu können, sprach mich ein junger Mann Mitte 20 an. Neben mir lag mein Fotoapparat, falls sich ein Schnappschuss ergeben sollte.

»Hey. Das ist ein ziemlich großer Apparat.«

Ich hob den Blick und bemerkte, dass ich nicht mehr allein war. Der Mann, der sich als Daniel vorstellte, ein Yup'ik aus Hooper Bay, lächelte mich freundlich-verschmitzt an. Er war mit ein paar anderen Yup'ik auf dem Weg nach Cordova, um dort für ein paar Wochen in Fabriken zu arbeiten, in denen der Lachsfang verarbeitet wurde, der das Leben der dortigen Fischer und ihrer Familien sicherte. Mit seinem quietschpinken T-Shirt, der zerrissenen Jeans und ein paar Crocs an den Füßen, die genauso blau wie das Meer waren, über das wir gerade fuhren, fiel Daniel unter den anderen Passagieren an Deck durchaus auf. Genau wie ich – ich war der Einzige mit Fotoapparat und Fernglas. Wir unterhielten uns eine Weile über Cordova und die Arbeit, die auf Daniel und die anderen Yup'ik wartete. Er lachte: »Tja, die anderen, die denken, dass wir fischen gehen. Die werden sich noch wundern. Ich, ich weiß, was mich erwartet. Ich werde gutes Geld verdienen, und wenn die Arbeit getan ist, zahlt mir die Firma die Rückfahrt nach Hooper Bay. Meine Frau wartet auf mich mit den Kindern. Sie kümmert sich um unsere Finanzen.«

Er fragte mich, weshalb ich nach Cordova führe. Ich erzählte ihm von den Rotrücken-Zimtelfen und dass ich sie in ihrem nördlichsten Brutgebiet sehen wollte. Daniel wurde lebhafter. »Klar, die kenne ich! Die sind cool. Die einzigen Vögel auf der Welt, die rückwärtsfliegen können, richtig? Wie ein Hubschrauber?«

Sein Enthusiasmus freute mich. Hooper Bay war einer der abgelegensten Orte in Alaska, und dass ein junger

Einheimischer auf das Thema Kolibris fasziniert und mit so viel Interesse reagierte, stimmte mich, gelinde gesagt, hoffnungsvoll. Vor Antritt meiner Reise hatte ich mich gefragt, ob Kolibris nur für mich und eine Handvoll Vogelliebhaber ein solches Faszinosum darstellten.

Daniel fragte mich, wo ich herkäme.

»Ich lebe auf einer Shetlandinsel. Es gibt etwa 100 davon, auch auf dem 60. Breitengrad, aber nur weniger als ein Dutzend von ihnen sind bewohnt. Meine Heimat ist Whalsay – eine Insel mit etwa 1000 Bewohnern. Sie liegt ziemlich weit nördlich, aber dort sieht es anders aus. Wir haben zum Beispiel nicht viele Bäume. Und auch keine Gletscher.«

Gerade fuhren wir an der zerklüfteten Zunge des Billings-Gletschers vorbei, die sich zu unserer Linken hinunter zum Prinz-William-Sund schlängelte. Hinter uns verschwand Whittier zwischen dunklen Baumgruppen in der Ferne. Daniel sah nachdenklich aus.

»Keine Bäume also. Hm. Genau wie in Hooper Bay. Da ist hauptsächlich ... wie sagt man noch ... Tundra?«

Wir fanden Gemeinsamkeiten. Daniel erzählte weiter: »Und auf deiner Insel leben nur 1000 Leute? Tja. Genau wie in meiner Heimatstadt.«

Er hielt inne.

»Gibt es Bären auf deiner Insel?«

Mit dieser Frage hatte ich nicht gerechnet, und als ich amüsiert entgegnete, nein, auf den Shetlands gebe es keine Bären, blieb Daniel sehr ernst.

»Hier gibt es Bären«, sagte er eindringlich. »Wo du hinfährst, gibt es Bären. Hast du schon mal einen gesehen? Alter, du musst aufpassen. Die sind riesig. Und schnell. Wenn du in den Wald gehst, um Vögel zu finden, solltest du dich vor Bären in Acht nehmen.«

Ein Freund von Daniel, ein Yup'ik Mitte 20 namens David, hatte sich zu uns gesellt, und auch er nickte finster.

»Ja, Mann, mit den Bären ist nicht zu spaßen. Mein Vater war Jäger. Der hatte Jagdhunde, denen hat er immer die Hölle heiß gemacht. Er hat uns immer eingetrichtert, uns vor den Bären in Acht zu nehmen. Am besten hat man eine Knarre dabei. Ich nehme mal an, Sie haben keine Waffe? Nein? Besorgen Sie sich Bärenspray, Mann.«

David, der ebenfalls unterwegs war, um für einige Wochen in der Fischfabrik zu arbeiten, erzählte noch ein wenig von der Jägervergangenheit seiner Familie. Er klang bedrückt über den Verlust dieser ursprünglichen Lebensart. Schließlich wurde unser Gespräch von der Lautsprecherdurchsage unterbrochen, man könne nun von der Reling aus eine Gruppe Schwertwale beobachten. Meine neuen Yup'ik-Freunde schien die Nachricht kaltzulassen.

»Die bringen Unglück, hat mein Vater immer gesagt«, erzählte David. »Er konnte Schwertwale nicht ausstehen. Man kann ihnen nicht vertrauen.«

Ich verabschiedete mich für den Moment von Daniel und David und gesellte mich zu der kleinen Passagiergruppe, die gen Osten aufs weit entfernte Ufer blickte. Ab und an ragte die schwarze Rückenflosse eines Schwertwals aus dem Wasser, die Tiere schwammen schnell an uns vorbei, in die entgegengesetzte Richtung der Aurora. Ich fühlte mich wie zu Hause – im Sommer zogen die Schwertwale auch an den Shetlands vorüber.

Doch die Parallelen zwischen Alaska und den Shetlandinseln reichten tiefer als ein gemeinsamer Breitengrad oder der gelegentliche Orcabesuch. Beide Orte waren in jüngster Vergangenheit auf schlimmste Art und Weise vom Schicksal und den Tücken der Ölindustrie getroffen worden. Am 24. März 1989 war der Öltanker Exxon Valdez am Bligh Reef des Prinz-William-Sunds gesunken, und

37 000 Tonnen Rohöl ergossen sich in die unberührte Meeresnatur, auf die so viele Alaskaner für ihren Lebensunterhalt angewiesen waren. Die Folge war eine Naturkatastrophe ungeahnten Ausmaßes. Wenige Jahre später, am 5. Januar 1993, wurden die Shetlandinseln von einem ähnlichen Albtraum heimgesucht, als die MV Braer in Garth Ness unterging und etwa 85 000 Tonnen Rohöl ins Meer gelangten.

Beide Regionen haben sich mit der Zeit davon erholt – und ich verdanke dieser gemeinsamen Geschichte meine Unterkunft in Cordova, wo ich Kate McLaughlin treffen und nach meiner Rotrückten-Zimtelfe suchen wollte. Dr. Jonathan Wills, ein befreundeter Journalist aus Shetland, der damals über das Braer-Desaster berichtet hatte, untersuchte auch die tragischen Folgen, die das Ganze für unsere Uferregionen hatte. In diesem Zusammenhang hatte er David Lynn Grimes kennengelernt, sein alaskisches Gegenstück. Jonathan hatte mir David liebevoll als »komplett durchgeknallt« beschrieben und sprach nur gut von ihm. »Er ist Ornithologe, Wildnisführer und Singer-Songwriter, berühmt für seine Barfußgletschertouren und Raftingabenteuer auf dem Copper River. Im Jahr 1990 war er Teil der Oil-Pollution-Act-Kampagne, zusammen mit Rick Steiner, der damals Professor für maritimen Umweltschutz an der University of Alaska war – die beiden sind zusammen auf den Potomac zu einem Schiff rausgeschwommen, auf dem ein PR-Event für einen Ölkonzern veranstaltet wurde. Die reguläre Teilnahme hatte man ihnen verweigert. Er ist einer der Besten da drüben.«

Jonathan hatte den Kontakt zwischen uns hergestellt, und David bot mir auf der Stelle einen Schlafplatz im Eyak Lake Compound an, eine Wohnsiedlung etwas außerhalb von Cordova. Als wir am späten Abend mit der Fähre dort ankamen, wurden wir von wirbelnden Wolken lauthals

schreiender Beringmöwen begrüßt, die schaumschlagend aus dem stillen Hafenbecken aufstiegen. David holte mich ab. Er hatte mir aufgetragen, auf dem verwaisten Parkplatz neben dem Kai nach einem großen, sandfarbenen Van Ausschau zu halten, und das Gefährt war tatsächlich nicht zu übersehen. Ich war nicht darauf vorbereitet, was mich im Innern erwartete: Der Künstler in David war offensichtlich mit ihm durchgegangen, denn das Interieur sah aus wie eine liebevolle Mischung aus altem Flussschiff und Hippiecamper. Die holzverkleideten Wände und sogar die Decke waren mit Kunstwerken behangen, und überall um uns herum baumelten mit Federn verzierte Schnüre. Auf dem Armaturenbrett prangte ein geschnitzter und bemalter Buntfalke, daneben klebte ein Marmeladenglas voller Weidenröschen und anderer Wildblumen. Sofort stellte David sich als freundlicher, gesprächiger Gastgeber heraus, die Muscheldekoration in seinem Van war genauso abwechslungsreich wie die Gesprächsthemen, die geradezu aus ihm strömten. Nach wenigen Minuten hatte er vom Universum, dem Schicksal und Karma gesprochen und uns alle in Anlehnung an den theoretischen Physiker Richard Feynman als »menschliche Moleküle« beschrieben. Feynman hatte sich selbst sowohl als ein Universum an Atomen als auch ein einziges Atom im gesamten Universum betrachtet. Ich mochte David sofort. Während wir die wenigen Straßen in Cordova passierten und am Ufer des Lake Eyak entlangfuhren, fiel es mir nicht leicht, die Umgebung in mich aufzunehmen und gleichzeitig der ersten von vielen Kolibrigeschichten zu lauschen, die David aus dem Ärmel schüttelte.

»Vor über 40 Jahren bin ich zum ersten Mal mit ein paar anderen jungen Naturforschern nach Cordova gekommen, und ein außergewöhnlicher Vogelbeobachter, Pete Isleib, nahm uns unter seine Fittiche. Für Roger Tory Peterson war

Pete der beste Vogelkundler an der gesamten nordamerikanischen Pazifikküste - »unerreicht und unermüdlich« hat er ihn genannt.«

Wenn dieser Mann bei Roger Tory Peterson, dem Vater der modernen Vogelbeobachtung in den USA, so hoch in der Gunst stand, musste es sich um einen bemerkenswerten Ornithologen gehandelt haben. Unterdessen fragte ich mich, was David in den 1970er-Jahren nach Alaska verschlagen hatte und ob es vielleicht ein weiterer Ölteppich war. Die Santa-Barbara-Ölpest von 1969 verschmutzte die kalifornische Küste mit etwa 14 000 Tonnen Rohöl, eine Umweltkatastrophe, die Gaylord Nelson, den Senator von Wisconsin, dazu bewegte, den ersten Earth Day ins Leben zu rufen. Zu dieser Zeit war der Vietnamkrieg noch in vollem Gange, und die überwiegende Mehrheit der Studentenschaft im ganzen Land protestierte dagegen. Ihr Widerstand gab Nelson Hoffnung, dass ein zaghaft aufkeimendes Bewusstsein über Luft- und Wasserverschmutzung in ähnlich starke Bahnen gelenkt werden könnte, um den Umweltschutz auf die nationale politische Agenda zu zwingen.

Am 22. April 1970, dem ersten Earth Day, gingen etwa 20 Millionen Amerikanerinnen und Amerikaner auf die Straße. Es war der erste landesweite Akt der Solidarität, der unterschiedliche Stimmen der Umweltbewegung zusammenbrachte. Am Ende des Jahrzehnts wurde die Umweltbehörde EPA gegründet, und der »Clean Air, Clean Water and Endangered Species Act« hatte deutliche Fortschritte gemacht. »Das Ganze war eine riskante Aktion, aber es hat sich gelohnt«, stellte Nelson im Nachhinein fest.

Der Earth Day stieß auch eine Zurück-aufs-Land-Bewegung an, die viele junge, unzufriedene Menschen aus den Städten in die freie Natur trieb, von der sie sich ein besseres, umweltbewusstes, einfacheres Leben



Weißnackenkolibri, auch Jakobinerkolibri genannt



Juan-Fernandez-Kolibri (Männchen)



Das Nest der Juan-Fernandez-Kolibris, die ausschließlich auf der Insel Robinson Crusoe vorkommen.



Juan-Fernandez-Kolibri (Weibchen)